

Peter Schneider

Die Frauen bei Bosch

Im Frühjahr 1969 gingen einige Studenten in Berliner Betriebe. Seit dem Attentat auf Rudi und den Aktionen gegen das Springerhochhaus war diese Forderung überall in der Studentenbewegung zu hören. Schon vor dem Attentat hatten einige Genossen den Versuch unternommen, den antikapitalistischen Kampf von der Universität in die Betriebe zu tragen. In verschiedenen Bezirken der Stadt hatten sich Basisgruppen gebildet. Aber statt in die Betriebe zu gehen und einen konkreten Begriff von der Arbeiterklasse und vom Kampf im Betrieb zu entwickeln, erschöpften sich die Genossen aus den Basisgruppen in einem endlosen theoretischen Kampf gegen die Überbau-Politiker der Studentenbewegung. Von jenen als Handwerker und Ökonomen beschimpft, ohne daß auch nur eine ökonomische Praxis entwickelt worden wäre, legten sie Bekenntnisse zum proletarischen Internationalismus ab, auch wenn im Betrieb vorläufig nur um billigeres Bier gekämpft wurde. So blieben natürlich die politischen Energien, die auch in solchen Kämpfen schon stecken, ungenutzt und theoretisch unausgewertet. Insgesamt kann man sagen, daß die Diskussion über das Proletariat und das Klassenbewußtsein über ein Jahr lang vollkommen materiallos geführt wurde.

Trotzdem zweifle ich daran, daß unsere Entscheidung, im Betrieb zu arbeiten, hauptsächlich eine politische Entscheidung war. Wir wußten nicht genau, was dabei herauskommen würde, vielleicht nicht einmal, was wir herausfinden wollten. Der wichtigste Antrieb war wohl die Neugier, die Arbeiterklasse, von der wir nichts weiter kannten als ihre historische Aufgabe, innerhalb der Produktionssphäre kennenzulernen. Manchen Genossen, die die marxistischen Begriffe nur noch als Klappen benutzen, mit denen sie die Tür zu neuen Theorien öffnen, statt zu einer neuen Praxis, scheint diese Neugier völlig zu fehlen. Für sie ist die marxistische Theorie vor allem ein Verteidigungssystem, mit dem sie sich vor der kapitalistischen Wirklichkeit schützen, nicht aber eine Waffe, um sie zu ändern und zu revolutionieren. Wenn es sich darum handelt, aus ihrer Klasse herauszuspringen, verschanzen sich diese Genossen sofort hinter einem Berg von Büchern, und man muß ebenfalls erst tausend Seiten lesen, bevor man

ihnen nachweisen kann, daß alle ihre Argumente Ausreden sind. Es ist aber natürlich die falsche Methode, einen Bücherwurm dadurch zu widerlegen, daß man ihm hinterherkriecht. Was meinen Bericht selbst angeht, so schildert er die Verhältnisse im Betrieb, soweit ich sie nach ein paar Monaten durchschauen konnte. Er sagt nichts über unser Vorgehen im Betrieb, nichts darüber, wie wir diese Verhältnisse in Bewegung zu bringen versuchten. Als ich anfang, die Protokolle über meine Erfahrungen in einem Bericht zusammenzufassen, stieß ich auf ein Darstellungsproblem: einerseits wurden meine hauptsächlich theoretischen Kenntnisse über die Klassenwidersprüche im Betrieb durch das, was ich sah, vollkommen bestätigt. Die Ausbeutungsverhältnisse sind in Wirklichkeit noch krasser, als ich sie mir vorgestellt hatte. Andererseits merkte ich, daß diese Widersprüche im Erleben der Arbeiter ein ganz anderes Gesicht hatten als in meiner Vorstellung. In der Theorie erschienen diese Widersprüche gleichsam derart zusammengezogen, daß sie jederzeit explodieren mußten und man sich gar nicht vorstellen konnte, wie sie noch einen Tag länger auszuhalten seien. In Wirklichkeit aber werden sie durch ein schwer zu beschreibendes System von Witzen, heimlichen Boykotts, spontanen Wutausbrüchen, aber auch von Gesprächen über Kleider, Wetter, Familie, durch alle möglichen Verrenkungen, Grimassen, durch Schabernack und Maskeraden, durch eine merkwürdige Gemüchlichkeit und Gemächlichkeit ausbalanciert, von dem Begriffe wie Kompensation oder Apathie nur den negativen Aspekt festhalten.

Diese Seite, wie der Klassenwiderspruch von den Arbeitern verarbeitet und ausgehalten wird, kommt in meiner Darstellung zu kurz, teils, weil ich erst allmählich darauf zu achten begann, teils auch, weil ich viel zu kurz im Betrieb war. Ich bin aber der Meinung, daß man diese spontanen Abwehrformen des Proletariats unbedingt kennen und studieren muß, um wirksam agitieren zu können. Nur so werden wir das Tempo des revolutionären Prozesses richtig einschätzen und herausfinden, an welche aktuellen Bedürfnisse und Konflikte wir anknüpfen müssen, um die Widersprüche im Betrieb in Bewegung zu bringen.

1. Drei Anlässe für eine Konzernanalyse

Im Frühjahr 1969 hing am schwarzen Brett in der Berliner Bosh-Niederlassung in Wilmersdorf folgende Ankündigung: »Der nun vorliegende Jahresabschluß hat ergeben, daß das Jahr 1968 ein erfolgreiches Geschäftsjahr war. Wir wissen, daß dieser Erfolg nur durch außergewöhn-

liche Anstrengungen zustandekam und für viele Mitglieder eine besondere Belastung bedeutet hat. Unseren Dank für den von allen Mitgliedern gezeigten Arbeitseinsatz möchten wir dadurch zum Ausdruck bringen, daß wir den Bonus der Erfolgsprämie von 20 auf 40 Prozent erhöhen. Wir sind uns mit dem Betriebsrat darüber einig, daß der Bonus bei weniger günstigem Jahresabschluß nicht gewährt werden kann.«

Diese Prämie und ein Geschäftsbericht, in dem die Gewinne der Bosh-Gruppe in so diskreten Formulierungen auftauchen wie »die Gesellschaft erwirtschaftete einen Gewinn«, »der Ertrag entwickelte sich befriedigend«, »die Ertragslage verbesserte sich erfreulich«, »der erzielte Gewinn wurde den Wagnissen des Geschäfts noch nicht gerecht« – das sind für die Bosharbeiter so ziemlich die einzigen Anhaltspunkte, wenn sie sich fragen, was eigentlich aus dem Resultat ihrer Jahresarbeit geworden ist. Geht man von der im Geschäftsbericht angegebenen Lohn- und Gehalts-summe für 1968 aus, so hat die Firma ihre rund 100 000 Beschäftigten mit 25 Millionen am »Gewinn beteiligt«. Der Gewinnrest von rund 150 Millionen blieb in den Händen jener kleinen Gruppe von Leuten, die im Geschäftsbericht immer nur als »wir« auftritt und alle Investitionsentscheidungen trifft.

(Der ausgewiesene Bilanzgewinn entspricht bei weitem nicht dem tatsächlichen Gewinn. Eine Arbeitsgruppe, die die Bosh-Bilanz 1968 analysierte, kam nach einer ersten summarischen Durchsicht zu folgendem Ergebnis: »Durch eine sogenannte ›vorsichtige Bewertung‹ des Anlagevermögens ist der Gewinn erheblich gedrückt worden. Außerdem ist durch ungewöhnlich hohe Rückstellungen und Berliner Sonderabschreibungen eine Gewinnverschlechterung vorgenommen worden. Der echte Profit dürfte gegenüber dem angegebenen von 22 Millionen DM bei 173 Millionen DM liegen.«)

Die Bosh-Gruppe ist mit über 100 000 »Mitarbeitern« und einem Gesamtumsatz von über drei Milliarden DM (1968) einer der größten Konzerne der Bundesrepublik. Nach dem Krieg wurde der Konzern gemäß dem Kontrollratsgesetz Nr. 9 als kriegswichtiger Betrieb von den Alliierten unter Kontrolle gestellt. Aber diese Beschlagnahme diente lediglich dazu, die von den Arbeitern wieder instand gesetzten Produktionsmittel solange vor dem Zugriff der Arbeiter zu schützen, bis die alten Produktions- und Besitzverhältnisse wieder gefestigt waren. Heute ist die Bosh-Gruppe in der Hand der nicht von den Arbeitern so genannten »sieben Weisen«. Im Testament des Gründers Robert Bosh wurden rund 86% des Kapitals der Robert Bosh GmbH der Robert Bosh Stiftungs-GmbH zugesprochen. Diese Stiftung wird von einem Siebenergremium verwaltet,

das ebenfalls Robert Bosch bestellt hat. Das Siebenergremium vertritt gleichzeitig als Gesellschafter der Robert Bosch-Industriebeteiligungs-GmbH die Stimmrechte des in die Stiftung eingebrachten Stammkapitals. Es ist also das unumschränkte Herrschaftsorgan der Bosch-Gruppe.

Die Stiftung ist nach dem Willen von Robert Bosch eine gemeinnützige, d. h. von Steuern entlastete GmbH. Diesem Vorteil zuliebe begnügten sich die Bosch-Erben mit 14% Kapitalanteil. Alle zwei Jahre einmal entdecken die Arbeiter den Sohn von Robert Bosch, wie er im hellen Anzug, zwischen den Maschinen stehend, dem Meister die Hand schüttelt. »So einen«, erklärte eine Akkordarbeiterin, »könnten Sie mir nachschmeißen, den würde nicht mal ich nehmen. Wenn der da herumsteht, mit ungepflegten Haaren, nicht einmal eine Bügelfalte in der Hose, und sich um nichts kümmert. Da bin ich der Meinung, von dem vielen Geld, was er verdient, könnte er sich wenigstens anständig anziehen.«

Auf den kahlen Tischen der Werkkantine stand eine Zeitlang eine zu einem Schiffchen gefaltete Bosch-Werbung mit dem Slogan: »Für uns – Alles von Bosch für alle von Bosch.« So suchte die Firma ihre Arbeiter als Käufer für eben die Produkte zu interessieren, die sie als Produzenten überhaupt nichts angehen. Ein paar Meter von den Werkhallen entfernt steht ein Bosch-Verkaufsbüro, in dem die Arbeiter zu einem Preis, der ein Vielfaches über den Produktionskosten liegt, die Produkte kaufen können, die sie und ihre westdeutschen Kollegen gerade hergestellt haben: Kühlschränke, Fernseher, Waschautomaten, Kombigeräte, Nebellampen, Scheibenwischer, Wäscheschleudern, Dia-Projektoren, Schmalflmkameras, Tonbandgeräte, Autotransistoren, Bügeleisen, Fixturle, elektrische Kaffeemühlen, Elektrospeicher. Die Frauen haben herausgefunden, daß diese Sachen im Für-Uns-Laden teurer verkauft werden als im Großhandel. Außerdem hat sich herausgestellt, daß ihnen dort Waren zweiter Wahl angeordnet werden: die Frauen erzählen sich Geschichten von Kaffeemühlen, die sich selbst zermahlen, von Mixgeräten, deren Haube sich verformt, von Eisschränken, in denen man Hähnden braten kann. Wenn die Produkte im Schaufenster stehen, dürfen sich die Arbeiter ihnen nähern. Solange sie aber produzieren, müssen sie so tun, als existierten die Produkte nicht eher, als bis ihnen der Unternehmer seinen Stempel aufgedrückt hat. Es kommt vor, daß hundert Bandgeräte wegen eines kleinen Defekts zerstört werden. Die Arbeiter wären ohne weiteres in der Lage, sie zu reparieren. Aber sie könnten sie ja heimlich weiterverkaufen und der Firma Schaden zufügen. Andererseits, wenn zum Beispiel durch irgendeinen Materialfehler die Produktion stockt, dann sollen sich die Arbeiter plötzlich verantwortlich fühlen und müssen Überstunden ma-

chen. So trägt, wie es in der Unternehmenssprache heißt, jeder sein Teil Verantwortung. Kein Wunder, daß den Arbeitern das Ergebnis ihrer Arbeit vollkommen gleichgültig ist. Die meisten einfachen Arbeiterinnen wissen gerade noch den Namen des Produktteils, den sie bearbeiten; schon über seinen Verwendungszweck und seine Mechanik, geschweige denn über seinen Wert wissen sie nichts. Fragt man den Einrichter, so erwidert er: »Die Teile können Sie sich alle nach und nach vom Meister erklären lassen.« Der Meister aber hat keine Zeit oder findet solche Fragen vorlaut. So erfuhren zum Beispiel die meisten Bosch-Arbeiter in Wilmersdorf, die im Sommer manchmal bei 35 Grad Hitze ihre Akkordarbeit ohne Kühl- und Lüftungsanlage verrichten, erst aus einer Anzeige der Bosch-Gruppe im *Spiegel*, daß Bosch auch Klimageräte herstellt und sie unter dem Slogan vertreibt: »Sommerliche Temperaturen werden Ihre Schaffenskraft nicht mehr beeinträchtigen, wenn Sie ein Bosch Raumklimagerät besitzen.« Im Frühjahr hörten die Frauen in Wilmersdorf zum ersten Mal, daß die ganze Halle mit den Kfz-Schalterbändern innerhalb der nächsten zwei Jahre aufgelöst bzw. verlegt wird. Im Mai verschwanden ein Meister und ein Einrichter für vier Wochen nach Madrid. Ihre Aufgabe bestand darin, die Kraftfahrzeugschalter-Produktion in der Robert Bosch Española S.A. einzurichten und zu überwachen. Im Herbst wurde dann die Abteilung Autoantenne derselben Halle nach Spandau verlegt. Von all diesen Vorgängen erfahren die Frauen praktisch nur den Schlußtermin. Sie wissen dunkel, daß sie irgendwann aus ihrer seit Jahren gewohnten Umgebung gerissen und in eine andere Abteilung oder in einen anderen Stadtteil versetzt werden. Den Erwerb ausländischer Produktionsstätten halten sie für einen geschäftlichen Erfolg der Firma, der ihnen vielleicht auch irgendwie zugute kommt, zumindest ihre Arbeitsplätze sichert. Sie wissen nicht, daß jeder Fortschritt der Firma dazu dient, die lebendige Arbeitskraft ein Stück überflüssiger zu machen. In Wirklichkeit richtet sich die rasche Internationalisierung der Bosch-Produktion direkt gegen die Bosch-Arbeiter in der Bundesrepublik und West-Berlin. Im Geschäftsbericht über das Jahr 1968 bedauert die Firma, daß ihr trotz »intensiver Rationalisierungs« die Verbesserung des Gewinnergebnisses vor allem durch Umsatzerhöhung, nicht aber durch Senkung der Personalkosten gelungen sei. Was sie im Geschäftsbericht nicht erwähnt, aber schon praktiziert, ist der Versuch, den Gewinn durch Senkung der Personalkosten zu erhöhen. Die billigste Art, die Lohnkosten zu senken, besteht aber in der Ersetzung der verhältnismäßig teuren deutschen Arbeitskraft durch die billigere ausländische Arbeitskraft. Im Fall der Kraftfahrzeugschalter-Produktion verhält es sich so: Die starke Konkurrenz zweier anderer Firmen und die

zunehmende Sättigung des Kfz-Ausstattungsbedarfs zwingt Bosch dazu, die Zündschalter billiger als bisher zu produzieren. Dabei genügt der Firma die durch die deutschen Tarifverträge begrenzte Gewinnspanne nicht mehr. Auch noch das in diesen Verträgen bestimmte Lohn-Minimum soll unterschritten werden. Es kommt also darauf an, die Produktion in Länder zu verlegen, wo der Profit um ebensoviel höher, als die menschliche Arbeitskraft billiger ist. In der Werkzeitung *Bosch-Zünder* liest sich das so: »Inzwischen bereitet unsere Firma in Spanien den Bau einer neuen Fabrik vor, in einem Land also, in dem Mitarbeiter leichter (!) zu gewinnen sind als in der Bundesrepublik. Diese Begründung zum Aufbau einer Fertigung im Ausland wird in Zukunft an Bedeutung gewinnen.« (*Bosch-Zünder*, Heft 4, 1969)

Dabei werden die Maschinen und Produktteile samt Meister und Einrichtern nach Spanien geschafft. Die fertigen Produkte werden dann wieder nach Deutschland gebracht und auf den Markt geworfen. Das einzige, was die Firma in Spanien benutzt und zurückläßt, ist die rechtlose, billigere spanische Arbeitskraft. Wie man hört, will Bosch in Madrid einen Stundenlohn von 1 DM bezahlen. In Berlin liegen die durchschnittlichen Löhne am Kfz-Band um 4 DM.

Durch die Einrichtung einer Bosch-Fertigung in Spanien werden also die spanischen Arbeiter gegen die deutschen in Konkurrenz gesetzt. Je mehr die Firma in Ländern mit billigerer Arbeitskraft produzieren läßt, auf desto mehr deutsche Akkordarbeiterinnen kann sie tendenziell verzichten. Daß es sich hier um eine langfristige Strategie des Unternehmens handelt, zeigen die Zahlen: allein im Jahr 1969 will die Bosch-Gruppe mehr als ein Viertel ihrer Sach-Anlage-Investitionen im Ausland tätigen. Das sind 26% mehr als im Vorjahr. Schwerpunkte des Investitionsprogramms sind Indien und Lateinamerika. Dabei ist es vor allem die traditionelle Produktion, die ins Ausland verlegt wird. »Den Ansatzpunkt in einem Land bildet in der Regel der Aufbau einer Kfz-Produktion.« (*Bosch-Zünder*, Heft 4, 1969) Die tendenzielle Strukturkrise der Autoindustrie treibt die Zulieferindustrien schon jetzt in die Länder der Dritten Welt, auch dann, wenn sie dort noch keinen Absatzmarkt für ihre Produkte finden. Solange die nationalen Bourgeoisien dieser Länder den Markt noch nicht entwickelt haben, dient der Kapitalexport hauptsächlich der Rekrutierung billigerer Arbeitskraft. Später wird die Bosch-Gruppe natürlich versuchen, dort ohne Rücksicht auf die wirklichen Bedürfnisse der asiatischen und lateinamerikanischen Völker einen Absatzmarkt für ihre Produkte aufzubauen.

Die inländische Produktion der Bosch-Gruppe dagegen wird immer mehr

auf die zukunftsreichen Sektoren wie Elektronik und Photokino, Rundfunk und Fernsehen, elektrische Kücheneinrichtung und auf die Weltraumforschung umgestellt. Neuerdings ist zu hören, daß Bosch auch Wohnhäuser bauen will, nachdem der Absatz der Hausgeräte ins Stocken geraten ist. Die Berliner Niederlassung der Bosch-Gruppe wird dabei eher als Ausland behandelt. Der Bau eines Bosch-Forschungszentrums in Berlin spricht nicht gegen die viel allgemeinere Tendenz, für die Berliner Bosch-Arbeiter die unqualifizierte und schlechter bezahlte Arbeit zu reservieren. Das Gegenstück zu den westdeutschen Schweinen, denen in Berlin bloß die Ohren abgeschnitten werden, sind bei Bosch die japanischen Kamerasmotoren, denen in Berlin bloß die Gehäuse der Schmalfilmkamera aufgesetzt werden.

Für die Berliner Bosch-Arbeiter bedeutet diese ganze Entwicklung eine Degualifizierung der Arbeit und eine durchschnittliche Differenz der Effektivlöhne gegenüber den westdeutschen Großstädten bis zu 1 DM. Immer sichtbar wird diese Tendenz zur Degualifizierung durch die zunehmende Einstellung von türkischen und jugoslawischen, meist weiblichen Arbeitskräften. Von den rund 4000 in Berlin produzierenden Bosch-Arbeitern sind etwa 400 Ausländer. Der Anteil der ausländischen Arbeitskräfte (durchschnittlich in Berlin etwa 30%, bei Bosch-Berlin 10%) vergrößert sich ständig, und zwar wesentlich schneller als in Westdeutschland. Innerhalb eines Jahres stieg die Zahl der weiblichen jugoslawischen Arbeitskräfte in Berlin um 800%.

Die Berliner Bosch-Arbeiterinnen und -Arbeiter sind also durch die Strukturveränderungen innerhalb der Bosch-Gruppe in zweifacher Weise getroffen. Einmal nimmt ihnen die Firma durch den Aufbau ausländischer Kfz-Produktionsstätten nach und nach ihre alten, gewohnten Arbeitsplätze weg. Andererseits wird das Berliner Werk in den Prozeß der Modernisierung und Umstellung der inländischen Produktion nicht einbezogen, sondern erlebt davon nur die negativen Seiten, nämlich Degualifizierung, Überstunden und Unterbezahlung. Die Berliner Bosch-Arbeiter werden gleichsam von zwei Seiten in die Zange genommen. Während die Firma einen immer größeren Teil der traditionellen Produktion in die Länder mit billigerer Arbeitskraft schafft, demonstriert sie den Berliner Akkord-Arbeiterinnen durch die tägliche Neueinstellung der ungelernten und sprachlosen Tünnen und Jugoslawinnen, daß sie jederzeit ersetzbar sind und immer überflüssiger werden. So gelingt es der Geschäftsleitung, die Angst vor der Entlassung, auch während der Hochkonjunktur, wach zu halten. Das Mißtrauen der deutschen gegen die ausländischen Arbeiterinnen verstärkt die Firma noch dadurch, daß sie die ausländischen

Frauen überall dort einsetzt, wo die deutschen erste Formen des Kampfes und der Verweigerung entwickeln: wenn schärfere Arbeitszeiten boykottiert, Überstunden verweigert, Stückzahlen abgesprochen werden, versucht die Geschäftsleitung den Widerstand jeweils durch ausländische Frauen, die den Akkord aus Unwissenheit brechen und bereitwillig Überstunden machen, zu spalten. Die derart organisierten Gegensätze zwischen den Frauen nützt die Firma dann wieder zur Diskriminierung der ausländischen Frauen aus. Zum Beispiel wurde bei der Verlegung der Abteilung Autoantenne nach Spandau ein Werkbus für die deutschen Frauen bereitgestellt. Die ausländischen Arbeiterinnen dagegen sollten die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen. Für einen zweiten Bus fehle der Firma, die wie gesagt mit einem Gewinn von weit über hundert Millionen abschloß, das Geld. Diese Provokation scheiterte aber an der Empörung der deutschen Frauen. Durch eine Unterschriftensammlung erzwangen sie das gleiche Recht für die ausländischen Frauen.

2. Die ersten Tage in P 378/W 340

P 378/W 340 ist eine der größten Hallen im Zweigwerk in Wilmersdorf. Hier arbeiten etwa 140 Leute, die überwältigende Mehrzahl davon sind Frauen. Früh um halb sieben Uhr habe ich schon die meisten aus der Abteilung in dem Menschenstrom zwischen dem U-Bahnhof und der Betriebsforte gesehen, die Frauen laufend, aus Angst, zu spät zu kommen, die Männer ruhiger und als letzte die Pforte passierend. Die älteren Frauen tragen immer noch diese bläulich grünen Mäntel, die man aus der Nachkriegszeit kennt; die Haare halblang und von einer uralten Dauerwelle gekräuselt, auf flachen Schuhen hasten sie dem Eingang zu, der so schmal ist, daß man nur als einzelner hindurchkommt. Die Halle wird durch fünf Reihen Maschinen aufgeteilt, davon sind zwei Reihen an laufenden Bändern aufgestellt. Der Zwischenraum zwischen den Maschinen ist gerade so groß, daß man die etwa 40 cm breiten Materialkisten hindurchschieben kann. Vom Eingang gesehen links stehen die Arbeitsplätze der Abteilung Autoantenne. Dort werden die Antennenstäbe geschnitten, gebördelt, geprüft und verpackt. In der Mitte der Halle sind die beiden Bänder gruppiert, an denen hauptsächlich Autozündschalter gefahren werden. Vorne, am Eingang der Halle, durch einen Quergang von der Werk- und Prüfabteilung getrennt, stehen die Tische und Telefone der Meister, Einrichter, Reparatüre, Sekretärinnen. Von den Zündschaltern, die von außen alle gleich aussehen, werden 100 verschiedene Typen gefahren. Die meisten unterscheiden sich nur geringfügig durch Ge-

winde, Schlüssellänge, Gehäuse, Kontakte, nur 30 von den 100 durch Elektrik und Mechanik. »Jeder Kunde« erklärte mir der Meister diese Vielfalt, »hat einen anderen Wunsch. Die Autofirmen können sich nicht auf einen Typ einigen«.

Mindestens die Hälfte der Zündschalter-Produktion erfüllt also nicht die technischen Bedürfnisse der Autos und der Autokäufer, sondern nur die Verkaufsbedürfnisse der Autokapitalisten. Ein anderes Beispiel für die Unsinn-Produktion in der Halle erfuhr ich aus der Abteilung Autoantenne. Dort werden an einigen Arbeitsplätzen Elektromotoren hergestellt, die zu nichts weiter taugen als dazu, Autoantennen durch einen Knopfdruck während der Fahrt ausfahren zu lassen. So ein Motor mit Antenne kostet 200 DM. Die Firma läßt täglich 150 Stück davon produzieren. Die Arbeiter kennen viele andere Beispiele solcher Vergewundung ihrer Arbeitskraft, bzw. von Produkten, die der Zerstörung dienen. Dazu gehört die Fertigung von Richtstrahlern für Starfighter, von Zündschaltern für Bundeswehrlastwagen, von Funksprengeräten für den Bundesgrenzschutz. Dazu gehört aber auch der Trick, daß man die Schmalfilmkameras nicht reparieren kann, ohne ihre Gehäuse zu zerstören.

In den ersten Tagen war es für mich unmöglich, aus den Geräuschen der arbeitenden Maschinen die Einzelstimmen herauszuhören und die verschiedenen Arbeitsvorgänge, die zu jedem Geräusch gehören, in ihrer Abfolge zu begreifen. Die Halle mit dem durchsichtigen Kunststoffdach kam mir vor wie ein enormes Zelt über einem Gewirr von Lauten und Stimmen, aus dem ich zunächst nur unterscheiden konnte, daß die Maschinen der eigentlich lebendige und tätige Teil der Halle sind: die Maschinen stampfen, dröhnen, grunzen, spucken, die Ventile fauchen, die Maschinenhämmer knallen, die Schraubenteller klicken, die Maschinen werden gefüttert, geputzt und, wenn etwas nicht funktioniert, sofort repariert. Die Frauen sitzen mit breiten Beinen vor der Maschine wie vor einem gewalttätigen künstlichen Pferd und setzen mit lautlosen Bewegungen und nach dem Rhythmus, den ihnen die Maschine vorgibt, die Schalter zusammen. Man sieht nur ihre im Tempo der vorbeifahrenden Einzelteile sich drehenden Köpfe und Augen, von der Maschine zum Band, vom Band zur Maschine, die Ellbogen und Hände wie an unsichtbaren Fäden von der Maschine gezogen. Der ganze Körper ist eingezwängt in das Durzend Grundfunktionen, das die Maschine der menschlichen Tätigkeit übrigläßt: hinlangen, greifen, bringen, loslassen, fügen, trennen, drücken, drehen, Kurbel drehen, anvisieren, Blick verschieben, lesen; das bis zu 5000 mal am Tag.

Ab und zu hört man die Stimmen der Frauen, die sich nur durch Zuruf

verständigen, die Sätze zu telegrammartigen Botschaften verkürzt. Zusammenhängende Gespräche werden teils durch den Maschinenlärm, teils durch das Eingreifen des Meisters verhindert. Die jugoslawischen Mädchen hört man manchmal mit ihren Liedern gegen den Lärm ansetzen, aber das tun sie nur, solange sie noch neu sind. Gelegentlich allerdings kommt es zu einem kollektiven Ausbruch, es ist ein lauter juchzender Schrei, der die ganze Halle durchläuft, irgendwo fängt er an und eine Frau nach der anderen stimmt darin ein, die Halle wirkt dann für einen Augenblick wie ein Klassenzimmer voller Schulumädchen, die sich eben ihres Lehrers entledigt haben, dann folgt ein allgemeines Gelächter und der Maschinenlärm gewinnt wieder die Oberhand.

Ich bin als Werkstattshelfer eingestellt, mit einem Lohn von 3,75 DM pro Stunde. Der Werkstattshelfer ist die einzige ungelernete Arbeitskraft in der Halle, die im Stundenlohn arbeitet, was eine ganze Menge Vorteile mit sich bringt: die Möglichkeit, Pause zu machen, wenn der Meister Pause macht, und das ist oft, herumzulaufen und mit den Frauen zu reden, überhaupt die Arbeit einigermaßen selbständig einzuteilen. Die Aufgabe des Werkstattshelfers besteht darin, die Materialkisten hinten vom Lager zu den Frauen an die Maschinen zu fahren, die vollen Kisten in die Halter an den Maschinen zu heben, die leeren auf die Karre zu türmen und in den schmalen Gang, ohne anzudecken, nach vorne zum Kistenlager zu balancieren. Außerdem fallen ihm alle möglichen Erledigungen zu: die Müllecken sauber halten, leere Coca-Flaschen sammeln und wegbringen, entstandenen Ausschuß zerstören lassen, die Schreibische der Meister und Einrichter von Staub frei halten. Gleich in dem ersten Gespräch mit dem Meister wurde ich mit zwei Grundsätzen des Meisterfaches »Menschenführung« bekannt: den ersten erkannte ich in dem Versuch des Meisters, in mir ein Eigeninteresse an meiner Arbeit zu wecken. Das tat er, indem er immer wieder versicherte, es sei vollständig meine Sache, wie ich Ordnung in der Halle hielte, es sei zu meinem Besten, wenn ich die Kisten abends an die Kette lege, damit sie von den anderen Werkstattshelfern nicht weggelassen, wann ich den Staub von seinem Schreibtisch wische. Ein anderes Prinzip erkannte ich in dem Versuch, mich als Mann in die Partei der Männer zu ziehen: »Stellen Sie die Kisten gerade, die Frauen sind doch zu blöd dazu«, oder: »Die Frauen haben schon wieder die Müllkisten verstopft, bringen Sie das in Ordnung.« Oder, als ich den Frauen beim Fegen helfen wollte: »Lassen Sie die nur machen.«

Die Frauen waren gleichzeitig mißtrauisch und amüsiert, wenn ich ihnen half. Sie sind nicht gewöhnt, daß Männer fegen, ihre Coca-Flaschen

sammeln, ihnen Material in die Maschinen füllen, überhaupt, daß sich ein Mann von ihnen zu einer Arbeit veranlassen läßt. Zuerst mußten sie immer lachen, wenn ich, nach leeren Flaschen suchend, durch die Reihen ging. Sie gaben mir ihre Flaschen immer mit einer spöttischen Bemerkung und in der Erwartung, daß ich es bald satt haben würde. Einige sagten mir: »Das ist doch keine Arbeit für einen Mann.« In späteren Gesprächen stellte sich heraus, daß sie meine Arbeit und dadurch auch mich nicht recht ernst nehmen konnten. Der Kern ihres Mißtrauens ist aber die immer wiederholte Erfahrung, daß Werkstattshelfer nie länger als ein paar Monate Werkstattshelfer bleiben und dann irgendeine andere und besser bezahlte Arbeit als sie selbst bekommen: als Reparatur- oder Prüfer. Überhaupt werden die Frauen immer wieder darauf gestoßen, daß die Männer im Betrieb die angenehmere und besser bezahlte Arbeit machen, so daß die Frauen eher bereit waren, an meinem Geschlecht als an diesem Prinzip zu zweifeln.

Ich brauchte ziemlich lange, bis ich mich in der Halle zurecht fand, mir die Namen der Arbeiterinnen gemerkt und etwas über ihr Leben in Erfahrung gebracht hatte. Die Umstellung auf die Fabrikarbeit, besonders das frühe Aufstehen, fiel mir schwer. Oft konnte ich nicht einschlafen, aus Angst, nicht rechtzeitig aufzuwachen. Es kam mehrmals vor, daß ich morgens zur Arbeit ging, ohne eine einzige Minute geschlafen zu haben. Dann schob ich, wie ein Traumwandler, meine Karre durch die Gänge, rempelte mit den Kisten gegen die Sitze der Frauen und mußte mir – jedesmal übrigens derselbe Vorwurf – raten lassen, nochmals meinen Fühlerschein zu machen. Oder ich, verlor die Balance mit meinen Kisten und ließ sie mit ohrenbetäubendem Lärm auf den Gang donnern. Ziemlich lächerlich kam ich mir vor, wenn ich unbeschäftigt herumstand, und dann dem nächsten Besten, der vorbeikam, meine Dienste anbot. Später lernte ich, vielbeschäftigt auszusehen, auch wenn ich stundenlang nichts zu tun hatte.

Immer während des Vormittags holte ich mir den Tagesspiegel und ein Langnese-Eis aus der Werkskantine und ging damit aufs Klo. Einfach um die Zeit totzuschlagen, las ich Seiten, die ich sonst immer überblättert hatte: den Sportteil, die Todesanzeigen hochgestellter Persönlichkeiten, die Lokalnachrichten. Zwischendurch immer wieder den einzigen Kilo-Vers: »Des kleinen Mannes Sonnenschein ist Ficken und Besoffensein.« Wenn es in den umliegenden Kabinen ruhiger wurde, setzte ich mich verkehrt herum auf den Klodeckel, legte die Arme auf das Fensterbrett vor mir und dämmerte, nur noch ab und zu von dem Gürtelaufmaden, Drücken, Zischen, Rauschen von nebenaan unterbrochen, vor mich hin. Obwohl

ich nach kurzer Zeit herausgefunden hatte, daß die meisten Arbeiter das Klo für alle Tätigkeiten benützten, die in den Hallen verboten sind, daß sie dort lesen, rauchen, pfeifen, singen schimpfen, hatte ich jedesmal, wenn ich in die Halle zurückkehrte, ein schlechtes Gewissen und das Gefühl, die Frauen würden an der roten Druckstelle auf meiner Stirn sehen, wo ich gerade herkam und wie ich dort meine Zeit zugebracht hatte.

In vieler Hinsicht fühlte ich mich in die Schulzeit zurückversetzt. Ich hörte, wie hinter meinem Rücken über mich gersuchelt wurde. Ich wußte nicht, reden sie jetzt über meine Haare oder über meine zu großen Schuhe oder hängt mir wieder das Hemd hinten raus. Es kommt dann ganz darauf an, wie sicher man sich in seinem Körper fühlt, jedenfalls werden dadurch uralte Gespenster wieder lebendig. Ich prüfte, wie ich eigentlich ging, fühlte mich ertappt, wenn ich stolperte. Ging ich im richtigen Tempo oder sah man mir beim Gehen an, daß ich ein Neuling war? Einmal stellte sich eine Frau, die schon seit zwei Wochen nichts weiter als strafende Blicke für mich übrig hatte, ganz dicht hinter mich. Sie fragte mich, ob ich keine Mutter hätte. Ich sagte: Doch, aber sie ist tot. – Na Gott sei Dank, die arme Frau, die hätte ja doch nichts als Ärger mit Ihnen. – Wieso? »Wisssen Sie, wenn ich Ihre Mutter wäre, dann würde ich nachts an Ihr Bett kommen und Ihnen die Haare abschneiden, aber mit der Gartenschere, damit Sie aussehen wie ein Mensch.« Ich war ziemlich erleichtert, sie übergens auch. Nachdem wir uns über diesen Punkt richtig gestritten hatten, verstanden wir uns von Tag zu Tag besser.

Schwerwiegender war, daß ich mehrmals fehlte. Es war klar, daß ich dadurch das Vertrauen der Frauen verlor. Zwar feiert jede Frau einmal krank, aber das geschieht nach einem festen, von allen stillschweigend anerkannten Rhythmus, den ich jedenfalls durchbrochen hatte. Diese und andere Erlebnisse ließen es mir ziemlich lächerlich erscheinen, von Anfang an als Agitator aufzutreten. Es würde mehrere Monate dauern, um den Betrieb und die Bedürfnisse der Frauen kennenzulernen. Hinzukommt, daß die Arbeiter Neulingen mißtrauen, die von sich nichts weiter zeigen als ihren Altruismus und ihre Begeisterung für die Arbeiterklasse. Denjenigen, der über sich selbst nicht anders als in politischen Begriffen reden kann, haben sie im Verdacht, daß sich hinter seinen Argumenten irgend eine Hasenscharre verbirgt. Da sie die Bandarbeit als eine Strafe empfinden, fragen sie sich, was ein Student verbrochen haben muß, der sich einer solchen Strafe freiwillig unterzieht. Hat er sein Examen nicht bestanden, hat er Geldsorgen, hat seine Freundin ihn verlassen? Wenn einer darauf nur politische Antworten gibt, halten sie das für eine Ausrede, und oft ist es ja auch eine.

Ganz ungewohnt war für mich der ständige körperliche Austausch in den Hallen. In den engen Gängen und bei den verschiedenen Arbeitsabläufen gibt es ständig Gelegenheiten, sich gegenseitig zu streifen, zu drücken, anzufassen. Eine Frau mit einem italienisch klingenden Namen, die mir gleich in den ersten Tagen weismachte, sie sei die Nichte eines italienischen Grafen, stellte sich jedesmal, wenn ich vorbeikam, so in den Gang, daß ich sie auffangen mußte, um weiterzukommen. Eine andere richtete es, wenn der Einrichter kam, immer so ein, daß sie ihn mit dem Hintern fast umwarf. Dann schimpfte sie ihn aus und an den benachbarten Plätzen kam ein endloses Gekicher und Gestichel in Gang. Beim Kistenheben, Teilauspacken, Maschineneinrichten gibt es immer ein Die-Arme-berühren, Die-Hüften-umfassen, Den-Hintern-anpacken, und jeder beobachtet den anderen, wann und mit wem diese Berührungen, die sich ganz unwillkürlich aus dem Arbeitsablauf ergeben, allmählich absichtlicher werden. Die Bereitschaft zu solchen Berührungen habe ich bei den meisten Frauen bemerkt, gleichgültig, ob sie 20 oder 50 Jahre alt waren. So findet in der Halle eine ständige körperliche Kommunikation statt, neben der der Austausch durch die Sprache als etwas Zweites und Abgeleitetes erscheint.

Nach einiger Zeit bekam ich ein Gefühl für die zahllosen vorpolitischen Protestformen, die die Akkordfrauen und die Facharbeiter gegen die Arbeit und ihre unmittelbaren Vorgesetzten erfunden haben. Mir fiel auf, daß ich dem Meister viel verklemmter gegenübertrat als die meisten Frauen. Während ich ständig nach einer Gelegenheit suchte, dem Meister zu zeigen, daß ich mit ihm und seiner Männerpartei nichts zu tun haben wollte, hörte ich zum Beispiel eine Frau, die zu spät gekommen war, sagen: »Entschuldigen tu ich mich nicht, es wird mir ja doch vom Lohn abgezogen.« Eine andere, als sie nach vorn gerufen wurde, ließ ihm ausrichten: »Sagen Sie ihm, er soll zu mir kommen, er hat mehr Zeit als ich.« Ein Arbeiter imitierte immer, wenn er mit dem Meister sprach, den sächsischen Tonfall, weil der Meister als ausgemachter Antikommunist gilt und Sächsisch und Kommunismus für ihn ein und dasselbe sind. Die meisten Facharbeiter haben Methoden herausgefunden, wie sie ihre Stücke schneller und dafür mit Fehlern produzieren, die bei der Arbeit nicht festzustellen sind. Da sie die Maschinen besser kennen als ihre Meister und Einrichter, kehren sie bei jeder Verschärfung des Arbeitstempos den Terror der Maschine gegen die Produkte. Es kommt vor, daß dann bis zu 70% Ausschuß produziert werden, so daß das Tempo wieder verlangsamt werden muß.

An den Wänden der Halle bemerkte ich unbeholfene Karikaturen, meist überdimensionale Kinderköpfe, mit viel zu kleinen Körpern, aus deren

Mündern Sprüche kamen wie »Durch Arbeit versaut man sich den ganzen Tag« oder »Noch eine saudumme Frage, und du machst mich glücklich«. Ein Arbeiter befestigte an seinem Arbeitsplatz ein großes Plakat mit der Aufschrift: »40% Produktionssteigerung – wo bleiben wir?« Als er für einen Augenblick wegging, warf der Meister das Plakat in den Papierkorb. Der Arbeiter stellte sich mit seinem Werkzeug vor den Meister hin und drohte, es ihm vor die Füße zu werfen, wenn das Plakat nicht an der alten Stelle befestigt werde. Der Meister holte das Plakat eigenhändig aus dem Papierkorb und hängte es wieder auf.

3. *Das neue Ausbeutungsverfahren: MTM*

In der Werkhalle wird seit etwa einem Jahr nach einem neuen Verfahren gearbeitet. Das Verfahren ist in Amerika von einer Gruppe von Wissenschaftlern entworfen worden und heißt MTM (Measurement Time Methods). Vertrieben und verkauft wird das Verfahren von der amerikanischen MTM Corporation Directorat, der sich die verschiedenen nationalen MTM-Vereinigungen anschließen. Das Verfahren geht von der Voraussetzung aus, daß es für jeden Arbeitsvorgang ein meßbares Minimum an notwendigen Bewegungen gibt. Für jede dieser Bewegungen wird eine Normzeit konstruiert, die von jedem Menschen der Erde, gleichgültig ob es sich um einen Zwergen oder um einen Riesen, um eine schwangere Frau oder um eine türkische Teppichknüpferin handelt, erreicht werden soll. Bei den ersten Tests über den Bewegungsvorgang »Gehen« ließen die Wissenschaftler Menschen von unterschiedlicher Größe, Gesundheit, Rasse, Alter, Geschlecht, Beweglichkeit usw. im Kreis herumgehen. Die verschiedenen Gänge wurden mit einer Kamera aufgenommen, aus der Zahl der entstandenen Bilder wurde ein Durchschnittswert errechnet und auf eine Grundeinheit bezogen, die den 100 000. Teil einer Stunde darstellt. So bekam man also die Normzeit heraus, die der Normmensch für die von den Unternehmern im übrigen nicht anerkannte Tätigkeit des Gehens benötigt. Auf die gleiche Weise wurden die verschiedenen MTM-Grundbewegungen gemessen und genormt. Die Unternehmer und ihre Wissenschaftler unterscheiden drei Arten von Grundbewegungen:

1. Wirksame Bewegungen, zum Beispiel Hinlängen, Greifen
2. Verzögernde Bewegungen, zum Beispiel Überlegen, Entscheiden, Lesen
3. Unwirksame Bewegungen, zum Beispiel Sich-Unterhalten, Träumen, Aufheben eines heruntergefallenen Teiles.

Als Grundbewegungen gelten: Hinlängen, Greifen, Bringen, Loslassen,

Fügen, Trennen, Drücken, Drehen, Kurbeldrehen. Die Blickfunktionen: Anvisieren, Blick-Verschieben, Lesen. Die Körper-, Bein- und Fußbewegungen: Fuß-Bewegen, Seitenschritt, Beugen, Aufrichten vom Beugen, Knien, Sich-Setzen, Sich-Erheben, Körperdrehung, Gehen.

Die Normwerte für diese Tätigkeiten sind als das gezeichnete Maß aller im Betrieb benötigten menschlichen Bewegungen in einem Panzerschrank in Pennsylvania verwahrt. Die Arbeitsplätze werden auf der Grundlage dieser Normwerte analysiert und eingerichtet. Der ökonomische Vorteil dieser Methode wird in einer Informationsschrift über die Einführung des Verfahrens bei Bosch so beschrieben: »Es wird versucht, alle nicht unmittelbar zum Arbeitsfortschritt beitragenden Bewegungen zu eliminieren.« Über den politischen Vorteil des Verfahrens heißt es dort: »MTM verlagert Beschwerdegründe von subjektiven Beurteilungen auf objektive.« Damit ist gemeint, daß sich die Frauen nicht mehr wie beim REFA-Akkord über den Zeitehmer wegen zu scharf genommener Zeiten beschweren können, da die Verstärkung des Arbeitstempus nun »wissenschaftlich fundiert« und unangreifbar sei. Ich habe mir einmal die Arbeitsanweisung für beide Hände bei einer Maschinenpresse abgeschrieben: 1. Deckel in Vorrichtung legen. 2. Gummierung in Deckel legen. 3. Drücker in Deckel legen. 4. Große Feder in Drücker stecken. 5. Kontaktscheiben auf Drücker stecken. 6. Scheibe auf Drücker stecken. 7. Kleine Feder auf Drücker stecken. 8. Gehäuse auf Feder aufsetzen. 9. WUZ-Schieber unter Stempel schieben. 10. Bördeln. 11. WUZ-Schieber zurückziehen. 12. Fertigteile ablegen.

Diese oder ähnliche Arbeitsabläufe werden von den Frauen beidhändig zwischen 2000 und 5000 Mal am Tag ausgeführt. Das heißt in der Unternehmersprache: »Die menschliche Eigenschaft, Gewohnheiten zu bilden, sollte gefördert werden.«

In Wirklichkeit besteht das Neue an dem Verfahren darin, daß unter dem Vorwand ganz geringfügiger und billiger Änderungen des Arbeitsplatzes die Normen verdoppelt und verdreifacht werden und zwar auch an den Maschinen, an denen gar nichts geändert wurde. Am Kraftfahrzeugschalter-Band wurde die Stückzahl in einem Jahr verdoppelt, ohne daß eine einzige zusätzliche Arbeitskraft eingestellt wurde. Die Löhne wurden unter Berufung darauf, daß mit dem MTM-Verfahren endlich ein Maßstab gefunden sei, »der für alle, die nach ihrer Leistung beurteilt werden, gleich und insoweit auch gerecht ist«, auf dem alten Stand gelassen bzw. noch gesenkt. »Früher«, sagte mir eine Arbeiterin dazu, »haben wir etwa ein Drittel von dem produziert, was wir heute machen, sind aber immer auf 3,80, 3,90 DM gekommen. Heute schafft, von einer Handvoll Frauen ab-

gesehen, keine die MTM-Norm, und die meisten verdienen, ihrer Stückzahl nach, nur drei Mark in der Stunde und darunter, obwohl sie doppelt oder dreimal soviel produzieren.«

Die Firma ist dann so großzügig, die Differenz zum Höchstlohn für eine Übergangszeit dazuschreiben. Damit setzt sie die Frauen unter Druck, ständig im Höchsttempo zu arbeiten, ohne den dann ausbezahlten Lohn wirklich zu »verdienen«. Zur höheren Anstrengung tritt also noch das schlechte Gewissen, die Norm nicht erreicht zu haben, und die entsprechende Angst, die Firma könnte, etwa bei einer Verweigerung von Überstunden oder einer tariflichen Lohnerhöhung, die Zuschriebe kürzen. Eine unmittelbare Folge davon ist, daß sich viele Frauen überhaupt nicht mehr für ihre Stückzahl interessieren und damit die letzte Kontrolle über ihren Lohn dem Meister überlassen. Eine Frau erzählte mir, daß an ihrer Maschine wieder eine Erhöhung der Stückzahl von 750 auf 900 bevorstehe. 900 Stück wären nach der MTM-Norm 100% und würden mit 4,20 DM bezahlt. Das sei aber unmöglich zu schaffen. Die Frau erzählte, daß sie, gemessen an ihrer Stückzahl, auf einen Eigenverdienst von 2,88 DM komme. Die Differenz zum Höchstlohn wird ihr vorläufig zugeschrieben. Wie lange, weiß sie nicht. »Bei dieser hohen Stückzahl«, sagte sie, »kann man die Schalter doch nur noch zusammenhauen, da kann man doch nicht mehr von Einbauen reden.« Erst nach längerem Fragen sprach sie von sich und davon, daß ihr Arm abends immer wie ausgekugelt sei.

In der Informationsschrift der Bosch-Geschäftsleitung wird als einer der Vorzüge von MTM die »Vermeidung von Ermüdung« und die »Vermeidung unnötiger Körperbeanspruchung« gepriesen. In Wirklichkeit bedeutet die sogenannte Körpergerechtigkeit und die rhythmische Gliederung des Arbeitsvorganges nur, daß die verküppelten Bewegungsabläufe der Akkordarbeit harmonischer und arbeitsintensiver organisiert werden; die chronischen Schäden der Bandarbeiterinnen: Bandscheibenschäden, Sehnencheidenentzündungen, Magen- und Galle-Krankheiten werden durch die Erhöhung der Stückzahl natürlich noch verstärkt. Die Frauen helfen sich zuweilen damit, daß sie sich gegenseitig die Hals- und Rückenmuskeln massieren, oder sie lassen Oberkörper und Arme eine Weile schlaff herunterhängen. Aber sie wissen, daß das nicht viel hilft. »Von uns hier«, sagte mir eine Frau, »hat allmählich jeder seine Macke; und meistens bleibt es nicht dabei, sondern es kommt noch eine im Kopf dazu.« Eine andere Arbeiterin drückt ihre Meinung über die Vorzüge des neuen Verfahrens so aus: »Mandmal möchte ich nur noch vom meinem Platz aufspringen und schreien, bis ich umfalle.«

Den meisten Frauen ist der Zusammenhang zwischen der Akkordarbeit

und ihren chronischen Krankheiten einigermaßen klar, nicht aber ihre Vermeidbarkeit. Hinzukommt, daß sich die Frauen bemühen, ihre Krankheiten so gut es geht zu verdecken. Die Arbeitskrankheiten gelten in Betrieb und Familie als eine Art, sich wichtig zu tun und sich zu drücken.

Der Meister sagte es so: »Bandscheibenschäden und Sehnencheidenentzündungen, das sind bei uns hier die Modekrankheiten.« Dementsprechend schieben die Frauen ihre Krankheiten von sich weg, bzw. sie machen weit zurückliegende oder außerbetriebliche Ursachen dafür verantwortlich. Eine Frau, die seit 15 Jahren am Band sitzt, hatte in diesem Jahr einen vollständigen Nervenzusammenbruch, der sie für drei Monate arbeitsunfähig machte. Sie wußte keine Erklärung dafür. Eine andere, die seit 12 Jahren am Band arbeitet, leidet seit einiger Zeit an einem Bandscheibenschaden. Sie führt den Schaden hauptsächlich auf die Zeit nach dem Krieg zurück, auf die schweren Lasten, die die Frauen damals tragen mußten. Wieder eine andere läßt sich jedes Jahr für ein paar Wochen eine Kur gegen ihre Sehnencheidenentzündung verschreiben, die kaum, daß sie wieder zu arbeiten anfängt, von neuem akut wird. »Im Sommer«, tröstet sie sich, »gehe ich wieder drei Wochen in die Kur.« Die alt und arbeitsunfähig gewordenen Frauen schiebt die Firma dann in die Stoffprüfung ab, wo sie für weniger Lohn als Zeitlöhner arbeiten dürfen. Diese Abteilung wird überall das »Schlafwagenabteil« genannt. Häufig dient die Krankheit als Ausdruck des unbewußten oder bewußten Protestes gegen die Schinderei im Betrieb. Ein junges Mädchen schlug sich mit dem Kochlöffel solange auf ihren Arm und das Handgelenk, bis der Arm blutig und geschwollen war. Sie wurde für ein paar Wochen krankgeschrieben. Eine andere bringt es dahin, sich jedes Jahr mindestens vier Monate krankschreiben zu lassen. Ursprünglich hatte sie die meisten Krankheiten simuliert, aber inzwischen sind ihre eingebildeten Krankheiten längst wirkliche geworden: Sie hat einen Bandscheibenschaden, einen Herzklappenfehler und eine chronische Magengeschichte. Für den Anfang ihrer Krankheit hat sie ein Ritual erfunden. Der Einfall dazu kam ihr im Krieg, als sie ein Sturz von der Treppe vor einer Vergewaltigung bewahrte: Jede ihrer Krankheiten beginnt mit einem Fall von der Leiter, einem Sturz von der Treppe, einem Hinschlagen über eine Schwelle. Neulich hatte sie es mit dem Magen. Der Betriebsarzt schickte sie ins Labor, weil er sie im Verdacht hatte, zu simulieren. Sie mußte einen Schlauch schlucken und führte aus Wut eine Ohnmacht vor. Da wurde sie drei Wochen krank geschrieben. Ein paar Monate danach fiel sie über eine Stufe im Betrieb. Ihr Ärger über die fehlende Warntafel und die achtlose Geschäftsleitung

war so groß, daß sie sich halbtot stellte. Sie wurde ins Krankenhaus transportiert und wieder für einen Monat krank geschrieben. »Ich habe so eine Wut gehabt, daß ich schlimmer getan habe, als es war. Zuhause, wenn ich von der Treppe falle, sehe ich hinterher ganz anders aus.«

Ein paar Mal stellte ich an die Frauen die Frage, was sie während der Akkordarbeit denken und was in ihren Köpfen vorgeht. Die meisten wußten auf meine Frage nichts zu antworten, nur, daß man gar nicht denkt und manchmal halb verrückt wird. Bei den jungen Frauen sieht man, daß ihr Widerstand von der Maschine noch nicht gebrochen ist. An der Kraft und Wut ihrer Bewegungen erkennt man den achtsündigen Kampf, den sie um ihre körperliche und psychische Selbständigkeit führen. Ihr Körper hat gleichsam noch einen eigenen Rhythmus, den sie dem der Maschine entgegensetzen. Bei den älteren Frauen, die schon 10–20 Jahre an der Maschine sitzen, ist es anders. Die Maschine hat ihre Körper unterworfen, ihre Gesichter gefaltet, ihre Hände wehrlos gemacht. Eine Zeilang kreisen ihre Gedanken vielleicht um das Essen, das sie kochen, wenn sie nach Hause kommen, den Einkauf, das Saubermachen. Den größten Teil der Zeit aber rast der Maschinenlärm durch ihren wehrlosen Kopf, treibt sie zurück zu längst vergangenen Gewohnheiten und Wünschen. Amerikanische Versuche haben gezeigt, daß die Akkordarbeit am schnellsten und besten ausgeführt wird, wenn das Bewußtsein der Arbeiter durch Musik ausgeschaltet wird. Es handelt sich also um eine Art der Verselbständigung der psychischen Tätigkeit verlangt. Man kann sich vorstellen, was für eine Gewalt die alten Verhaltensformen, die anerzogenen Sauberkeitszwänge und Familienrituale dadurch bekommen, daß die Maschine die psychischen Bewegungen der Frauen ständig auf ihren Ausgangspunkt zurückwirft. Die Akkordmaschinen sind regelrechte Regressionsinstrumente, und in jeder Gesellschaft, gleichgültig, ob sie eine kapitalistische oder eine sozialistische Produktionsweise hat, würden bei gleicher Arbeitsweise die Menschen an ihre Vergangenheit geteilt. Akkordarbeit ist immer unsozialistisch, da sie die Herrschaft der Maschine über den Menschen durchsetzt und den menschlichen Rhythmus unterdrückt.

4. *Die Frauen bei Bosch und die Männer*

Schon bei einem ersten Blick durch die Halle erkennt man die Frauen nicht nur an dem Unterschied, der zwischen Rock und Hose, zwischen langem und kurzem Haar besteht. Die Frauen sind von den Männern nämlich

noch durch einen Gang getrennt: diesseits des Ganges, an den Maschinen, wo die eigentliche produktive Arbeit gemacht wird, sitzen die Frauen, jenseits des Ganges, dort, wo man aufpaßt, telefoniert, vielleicht mit wichtiger Miene ein mißratenes Teil betrachtet, sitzen in immer frischen und hellen Kitteln die Männer: Meister, Einrichter, Reparatüre. Selbst noch die zwei drei Männer, die zwischen den Frauen an den Maschinen sitzen, sind den Frauen gegenüber im Vorteil: sie arbeiten nicht im Akkord, sondern im Zeitlohn. Auf eine entsprechende Frage an einen der Männer, ob er Akkord arbeite, erhielt ich die Antwort: »So eine Schinderi würde ich gar nicht aushalten.«

Zunächst dachte ich, daß sich das Verhältnis zwischen Männern und Frauen in meiner Halle besonders kraß darstelle. Aber nebenan in der Stanzerei, wo der Hammer mit einer Wucht von 38–80 Tonnen auf den Maschinentisch niedersaut, ist es nicht anders: an diesen riesigen Maschinen, die einen ohrenbetäubenden Lärm erzeugen und bei jedem Schlag den Boden erschüttern, sitzen ebenfalls fast nur Frauen, meist noch ganz junge Gastarbeiterinnen, die für diese Arbeit ein paar Pfennige mehr bekommen. Es gibt zwar reine Männerabteilungen wie z. B. die Werkzeugmacherei oder die Versuchswerkstätten. Aber diese Abteilungen sind in der Regel reine Facharbeiter-Abteilungen. Die Facharbeiter arbeiten im Zeitlohn und verdienen durchschnittlich 1,50 DM mehr als die Frauen. Es kommt vor, daß eine Frau neben einem Mann sitzt und genau dieselbe Arbeit macht wie er. Zur Strafe dafür, daß sie eine Frau ist, erhält sie für die gleiche Arbeit bis zu 1 DM weniger Lohn. Durchschnittlich liegen die Frauen-Effektivlöhne um 1,20 DM niedriger als die Löhne der Männer. Auf den Monatsdurchschnitt bezogen kommen die Frauen, auch wenn sie schon zehn Jahre in der Firma arbeiten, nicht über 500–600 DM Netto. Wenn sie nach 10–15 Jahren zur Werksangestellten »aufsteigen«, erhalten sie 40 DM mehr. Die ganze Benachteiligung der Frauen wird aber erst klar, wenn man bedenkt, daß die Akkordlöhner für weniger Lohn nach einem auf die hundredstel Sekunde berechneten System arbeiten müssen, während die Zeitlöhner sich bei höherem Lohn ihre Arbeit ziemlich selbstständig einteilen können. Als in einer Prüfabteilung der Akkord für die Frauen abgeschafft wurde, lieferten sie zum Dank dafür immer noch eine Höchstleistung, nämlich 80 Schmalflmkeras pro Tag. Die Männer dagegen einigten sich bei derselben Arbeit auf 30 Stück pro Tag und machten sechsmal täglich eine Pause. Den Männern gelang es nicht, die Frauen zu einer ähnlichen Verlangsamung ihres Arbeitstempos zu bewegen. Im allgemeinen haben die Akkord-Frauen pro Tag höchstens drei Zigarettenpausen, die Männer dagegen können, wenn sie es geschickt anstellen,

ganze Stunden einsparen. Unter den Ingenieuren, aber auch unter den Fadarbeitern gilt es als selbstverständlich, daß man am Tag nicht mehr als 5-6 Stunden arbeitet. Dann haben die Zeitlöhner noch den Vorteil, daß sie außertarifliche Lohnerhöhungen in Form von Prämien erhalten, während die Frauen an die tariflich festgesetzten Akkordlöhne gebunden sind und in solchen Fällen meist leer ausgehen. Wird aber endlich eine tarifliche Lohnerhöhung durchgesetzt, so macht die Firma die Erhöhung des Grundlohnes durch die Kürzung der Zuschläge wieder wett. Am effektiv gezahlten Lohn ändert sich wenig oder gar nichts. Die Zeitnehmer, die dafür sorgen, daß die Frauen immer im Höchsttempo arbeiten, sind ebenfalls Männer. Gleich an einem der ersten Tage sah ich so einen Zeitnehmer, wie er sich mit seiner Stoppuhr neben einer Frau aufstellte, immer abwechselnd die Hände der Frau mit dem Zeiger auf seiner Uhr vergleichend. Während der Frau der Schweiß über das Gesicht lief und ihre Augentuschse und ihr gemaltes Schönheitspflasterchen in dunklen Strähnen über die Backen floß, schnauzte er sie an, sie solle weniger Schräuben auf einmal in die Zuführschnele legen, dann glitten sie besser. Die Frauen an den benachbarten Plätzen waren empört. »Dann soll er sich doch selber mal acht Stunden an die Maschine setzen und das Tempo vormachen.« Einmal hatten sich die Frauen schriftlich über einen Zeitnehmer beschwert. Aber das Ergebnis war, daß dann ein anderer kam, der die Zeiten genauso scharf nahm wie der alte.

An die Stelle der alten Arbeitsteilung zwischen Frauen- und Männerarbeit ist eine neue, noch ungerechtere getreten. Frauenarbeit bedeutet heute nichts weiter, als die schwerere, dreckigere, schlechter bezahlte Arbeit zu machen, Männerarbeit ist die verantwortungsvollere, leichtere, besser bezahlte Arbeit. In gewisser Hinsicht hat sich das Verhältnis von Frauenarbeit und Männerarbeit einfach umgekehrt. Während die Frauen Kisten bis zu 30 Kilo in die Halter heben, nach hundertstel Sekunden arbeiten, sieht man die Meister und Einrichter mit tadellosen Bügelfalten an den Tischen stehen, mit gepflegter Hand den Telefonhörer aufheben oder mit federnden Schritten durch die Reihen der schuftenden Frauen gehen, immer ein Lächeln, eine kokette Bemerkung auf den Lippen: »Noch so braun von den Ferien, Frä. P.« »Mit Ihren zarten Fingern, die fettigen Schrauben...« Ein ganz merkwürdiger Umgangston hat sich herausgebildet. Wenn der Meister die Frauen zu irgendwas auffordert, tut er das immer mit einem anzüglichen Zierwort, so, als handle es sich um einen persönlichen Gefallen für ihn. Im übrigen achtet der Meister darauf, so selten wie möglich direkt mit den Frauen zu sprechen. Alle heiklen Fragen, wie z. B. die Frage nach den Überstunden, läßt er durch die Springerrinnen

klären. Die Springerrin steht zwischen den Akkordarbeiterinnen und dem Meister. Sie wird von den Frauen danach beurteilt, wie weit sie sich auf ihre Seite und gegen den Meister und die Geschäftsleitung stellt. Wenn die Springerrin immer nur vermittelt, gehört sie nicht zu den Frauen und es geschieht ihr ganz recht, wenn sie einen Nervenzusammenbruch hat. Das kommt davon, wenn man es zu vielen Leuten recht machen will. Überhaupt beurteilen sich die Frauen gegenseitig danach, wie weit sie die sexuellen Angebote der Meister und Einrichter abwehren und sich darüber lustig machen. »Wir wissen schon«, erklärte mir eine Frau dazu, »daß wir hier danach taxiert werden, was für ein Fahrgestell eine hat. Darüber unterhält sich dann der Meister mit seinen Einrichtern. Da wir aber nicht als Schönheitsköniginnen hier sind (wenn wir welche wären, brauchten wir ja nicht hier an der Maschine zu sitzen) sondern als Akkordarbeiterinnen, sollte die Männer auch nichts weiter interessieren als die Schnelligkeit unserer Hände und zwar an der Maschine, nicht aber unser Fahrgestell. Die Männer kommen sich hier doch wie Götter vor, sie sind aber keine Götter, sondern ziemlichliche Waschlappen und Faulenzer, und von uns haben sie nichts zu erwarten. Denn wir arbeiten für sie, die aber nicht für uns, verstehen Sie, was ich meine. Wenn hier so ein Einrichter herkommt und groß tut, uns was vormachen will, wie man die Maschine einrichtet, weil er studiert hat, und es dann längst nicht so gut kann wie wir, wo wir seit zehn Jahren hier sitzen und die Maschine kennen, besser als unsere Familie, da lache ich nur und sehe mir meinen Einrichter mal gründlich von oben bis unten an, in seinem kakabraunen Kittel, solange bis er rot wird. Ja, ich weiß schon, wie man sie in Verlegenheit bringt.«¹

Auf diese Bedingungen im Betrieb reagieren die Frauen damit, daß sie sich nicht mit ihrem Beruf identifizieren. Als Beruf nennen sie den, den sie früher einmal ausgeübt haben: Blumenbinderin, Verkäuferin, Friseurin, Büroangestellte, Hutmacherin. Arbeiterin ist eben kein richtiger Beruf. Als Reformhausverkäuferin dagegen ist man nicht einfach eine Verkäuferin unter vielen, man hat eine bestimmte Verantwortung und ein bestimmtes Wissen, man muß über Leber und Galle Bescheid wissen, die richtigen Diäten zusammenstellen. Viele Frauen haben die Hoffnung, daß sie nach 1-2 Jahren wieder in ihren alten Berufen arbeiten werden. In den meisten Fällen ist diese Hoffnung eine Illusion. Denn die Gründe, die die Frauen dazu gebracht haben, in die Fabrik zu gehen, sind unwiderruflich: in die Fabrik sind sie gegangen, weil sie in ihren alten Berufen nicht genug Geld verdienten, keine Stellung fanden, wegen der Scheidung. Der häufigste Grund aber sind die Kinder. Die Frauen kommen als Fabrikarbeiterinnen früher nach Hause als in jedem anderen Beruf, nämlich halb

vier. Dadurch haben sie mehr Zeit für die Kinder übrig. Die meisten Frauen der Halle sind schon über dreißig und verheiratet. Viele von ihnen sind von der Ehe enttäuscht. Eine typische Geschichte ist diese, die Frau S., 42 Jahre, früher Sekretärin, erzählt:

»Für einen Mann alles aufgeben, das würde ich nie mehr tun. Ich habe Seno und Schreibmaschine gelernt, meine Eltern haben viel Geld für mich ausgegeben. Und heute sitze ich am Band. Meine Mutter sagt immer, Kind, das hättest du doch nicht nötig gehabt. Wenn mein Mann abends nach Hause kommt, muß ich abwaschen, putzen, die Kinder versorgen, seine Socken waschen. Mein Mann ist dann müde und abgespannt und legt sich gleich hin. Was soll ich da sagen, er hat schon einen Herzinfarkt gehabt. Nicht, weil er eine so furchtbar anstrengende Arbeit hat. Er ist Konstrukteur und da muß man sich kein Bein ausreißen. Er hat es eben schwer gehabt. Sein Großvater war Professor und sein Vater Studienrat, aber sie haben alles verloren in Schlesien und von seiner Vergangenheit kann man sich nichts kaufen. Ich möchte immer die Bibliothek versteigern, die er von seinen Eltern geerbt hat. Da stehen die Klassiker, Schiller, Kleist und wie sie alle heißen, und verstauben. Aber er hängt an diesen Büchern, obwohl er sie nie gelesen hat. Er lebt eben ein bißchen in der Vergangenheit. Aber Gulasch, das kocht er so gut, daß man sich reinsetzen möchte.«

Frau M., 35 Jahre, früher Verkäuferin in Westdeutschland, berichtet, daß sie seit ihrer Scheidung in der Fabrik arbeitet. Ihr Mann war immer betrunken, und dann ging er auch noch fremd. Eines Tages sei sie früher nach Hause gekommen. Da habe sie ihren Mann mit einer anderen erwischt. Sie hat sofort die Polizei geholt und die Nachbarin als Augenzeugin und die beiden gleich aus der Wohnung geschmissen. Der Mann wurde schuldig gesprochen und muß nun 200 DM monatlich für ihre zehnjährige Tochter bezahlen. Außerdem auch noch die Scheidung für seine neue Frau, das geschieht ihm recht. Am Anfang war es schwer für sie, so allein in Berlin, aber jetzt ist sie froh, daß sie ihren Mann los ist. Vom Heiraten hat sie die Nase voll, sie sieht nämlich keinen Sinn darin, wenn sie sowieso arbeiten muß. »Schauen Sie sich doch mal um: die Frauen machen die Schwerarbeit und die Männer kontrollieren und prüfen. Und dann, wenn sie abends nach Hause kommen, jammern sie ihren Frauen was vor, und sie abends nach Hause kommen, jammern sie ihren Frauen was vor, und kommandieren im Haushalt herum. Da macht man seinen Haushalt doch lieber allein. Die Männer fühlen sich heute doch alle so eingengt durch die Ehe, die wissen das gar nicht zu schätzen, wenn man sie versorgt.« Während wir vor einer Kiste saßen und fehlerhafte Kontakte auspackten, erzählte mir die Türkin N., wie sie von der Türkei nach Deutschland

gebracht wurde und wie sie ihren Mann kennenlernte. Auf dem Arbeitsamt in Istanbul gibt es zwei bis drei deutsche Ärzte, die für die deutschen Unternehmer die türkischen Arbeitskräfte untersuchen. Vor ihnen mußten sich die Mädchen vollkommen nackt ausziehen. Die Ärzte untersuchten sie auf Tuberkulose, Geschwüre, Geschlechtskrankheiten, vor allem ob sie schwanger waren. Als eine Türkin es trotz Schwangerschaft schaffte, in den Zug nach Deutschland zu kommen, wurde sie im 7. Monat von ihrer Firma gezwungen, einen Antrag auf Kündigung zu unterschreiben. Eine Türkin, die eine Narbe am Oberschenkel hatte, wurde zurückgewiesen. Man könne nicht wissen, was sich dahinter verberge. N. selbst hatte einen gespaltenen Zahn. Der Arzt bestand darauf, daß sie sich den Zahn ziehen ließ, mit so einem Zahn könne sie nicht nach Deutschland. Dann wurden sie in den Zug gesteckt, jeweils fünfzig in einen Waggon. So, kaum fähig zu sitzen, geschweige denn zu schlafen, fuhren sie drei Tage lang. In Deutschland angekommen, bekamen sie von dem Personalchef der Firma, die sie einstellte, 50 DM Vorschuß. Damit mußten sie vom 1.-15. des Monats auskommen. Im Heim wurden sie in 6-Bett-Zimmern untergebracht, pro Bett nahm die Firma 60 DM, die gleich vom Monatslohn abgezogen wurden. Jede Kündigung des Arbeitsplatzes ist mit sofortiger Ausweisung aus dem Heim verbunden. Männerbesuch ist nicht gestattet. Als der Bruder aus Istanbul sie einmal besuchte, mußte er einen Tag auf der Straße warten, bis er vorgelassen wurde. Einmal blieben die Mädchen bis nachts um 12 Uhr auf, tranken Rotwein und erzählten sich Geschichten von zu Hause. Die Hauswirtsfrau beschwerte sich über das gächtliche Gelächter, und am nächsten Tag kam jemand aus dem Personalbüro und fragte, worüber sie gelacht hätten. Sie sagten, wir sind doch Menschen, ein Mensch lacht doch manchmal.

Wie die meisten ausländischen Arbeiterinnen hoffte N. auf einen deutschen Mann, der sie aus dem Dreck ziehen würde. Sie konnte kaum Deutsch, da lernte sie einen Versicherungsangestellten kennen, mit einem Borgward. Eigentlich, sagt sie, haben wir vom ersten Tag an von Scheidung geredet. Er sei genau wie ihr Vater, er lese lauter Kriegsbücher und verbiere ihr, auf Demonstrationen zu gehen. Wenn sie samstags zur türkischen Sozialistischen Gesellschaft will, dann sagt er, sie soll sich lieber um den Haushalt kümmern, da sei ihre Sache. Sie hat sich schon oft bemüht, eine andere Stellung zu finden, beim türkischen Konsulat oder als Näherin in einer Textilfabrik, etwas Halbtätiges, damit sie sich mehr um das Kind kümmern kann. Aber ihr Mann hat überhaupt kein Interesse daran. Er rennt jeden Tag zu seiner Mutter, die zwei Häuser weiter wohnt, und holt sich dort Rat. Die Mutter hat es durchgesetzt, daß das Kind in ihrem

Haus aufwächst, denn sie findet es nicht gut für das Kind, wenn es türkisch lernt. N. sieht das Kind nur alle zwei Tage. Sie sagt: »Es ist jetzt erst drei Jahre alt, aber wenn ich mit ihm spielen will, dann sagt es, laß mich in Ruh, ich hab keine Zeit.« Jetzt will sie die Scheidung einleiten, aber das ist natürlich ein finanzielles Problem. Manchmal, wenn sie ihren Mann abends sitzen sieht über seinen Kriegsbüchern, dann kriegt sie einen richtigen Schreck und denkt, er ist genau wie ihr Vater, bis ins Gesicht hinein und wie er die Arme aufstützt. Ihr Vater war auch Versicherungsangestellter und ist immer herumgereist, er hat sich nie um seine zwölf Kinder gekümmert. Nur, als er hörte, daß sie und ihr Bruder mit den Kommunisten sympathisierten, da wurde sie geschlagen. Sie meint, wenn sie damals schon richtig Deutsch gekonnt hätte, wäre sie niemals an so einen Mann geraten, der genauso ist wie ihr Vater und den sie deshalb nie lieben wird.

Durch die Stellung der Frauen im Produktionsprozeß ändern sich die Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Die traditionelle Überlegenheit des Mannes, einzige Entschädigung für die entfremdete Arbeit im Betrieb, ist durch die wirklichen Verhältnisse nicht mehr gedeckt und wird immer mehr zur bloßen Behauptung. Die Frauen lernen jetzt die Arbeit der Männer nicht mehr nur am Tag der offenen Tür kennen, sondern können ihre Arbeit täglich mit der der Männer vergleichen, und ein Respektsgrund nach dem anderen fällt fort. Die mit den neuen Arbeitsverfahren fortschreitende Degualifizierung der Arbeit vernichtet für die Masse der Arbeiter alle Unterschiede nach Ausbildung, Geschlecht und Geschicklichkeit. Daß die Männer weniger arbeiten und gleichzeitig mehr verdienen, läßt sich meist nicht mehr durch den Charakter der Arbeit selbst, sondern nur noch damit erklären, daß die Arbeit von Männern gemacht wird. Gleichzeitig wehren sich die Frauen dagegen, die durch die Umwälzung der Produktion ausgehöhlten Privilegien der Männer anzutasten. Lieber halten sie daran fest, daß die Männer vielseitiger einsetzbar sind und fähiger, Verantwortung zu tragen. Zwar werden die Frauen nicht dazu ermuntert, aber sie reißen sich auch nicht darum, zur Einrichterin oder Meisterin aufzusteigen. »Was soll ich mich damit herumplagen, daß alle ihren Akkord schaffen, ich hab genug Ärger zu Hause.« Da sitzen sie lieber auf ihrem festen Platz, machen ihre 140%, und wenn sie ihre Stücke geschafft haben, sind sie eben fertig. Wenn der Einrichter sich einmal an die Maschine setzen muß, um ein paar übrigegebliebene Teile zu montieren, so kokettiert er ohne weiteres damit, daß er sowas nicht kann, und ruft: »Frau J., Frau J., ich ertrinke, helfen Sie mir.« Frau J. hat es ganz gerne, daß er es nicht kann oder vorgibt, es nicht zu können.

5. Einige Beobachtungen über das Bewußtsein im Betrieb

Bei den ersten Gesprächen mit den Frauen merkte ich, daß es wenig Schwierigkeiten machte, mit ihnen über ihre Situation in Betrieb und Familie zu reden. Anders als in der bürgerlichen Klasse behalten die proletarischen Frauen ihre Privatprobleme nicht für sich. Alles, was ihnen passiert, geben sie sofort an ihre Umgebung weiter, und sie sind auch nicht besonders wählerisch damit, wem sie was erzählen. Andererseits war deutlich, daß genaue Fragen nach ihrer Arbeit und ihrem Arbeitsplatz etwas Neues für sie waren. Es kommt selten vor, daß sich die Frauen nach der Arbeit noch treffen und sich unterhalten, sie haben auch kein besonderes Bedürfnis danach. Berichte über ihre Arbeit, besonders gegenüber einem, dem alles neu ist und dem sie alles von Anfang an erzählen müssen, sind dann wie eine momentane Befreiung von der jahrelang aufgestauten Unzufriedenheit.

Die meisten Frauen sind zur Betriebsarbeit gezwungen worden, weil ihr erster Beruf zu wenig Geld brachte, weil sie Kinder haben, die nachmittags auf sie warten, weil sie nie die Möglichkeit hatten, etwas anderes zu lernen. Sie wurden gleich nach der Schule in den Betrieb geschickt, oder sie haben zu früh geheiratet und müssen nun mitverdienen. Das bedeutet, daß sie von sich aus keine Einstellung zu diesem Beruf mitbringen, so, wie es etwa bei den Männern im Betrieb der Fall ist. Da der Beruf als Hilfsarbeiterin für sie nur ein notwendiges Übel ist, suchen sie sich in ihrem Bewußtsein und in der Einbildung soweit wie möglich davon zu befreien. Und da die kollektiven Befreiungsversuche zu selten sind, als daß man darauf bauen könnte, versuchen sie, sich individuell soweit wie möglich davon zu distanzieren: durch ihre Sprache, ihre Witze, ihre Träume. Der Arbeitsplatz und die Arbeit selbst erlauben es den Frauen nicht, sich voneinander zu unterscheiden. Weder ihren eigenen Kopf noch ihre körperlichen Fähigkeiten können sie bei der Arbeit gebrauchen. Gegen die Gleichmacherei durch die Akkordarbeit wehren sie sich dadurch, daß sie alle möglichen äußeren Unterschiede betonen. Sie achten sehr genau auf ihre Kleidung, auch auf die Arbeitskleidung. Oft bringen sie die Unterwäsche mit, die sie am Vortag gekauft haben, und zeigen sie im Betrieb herum. Uneträglich ist ihnen die Vorstellung, daß man anderswo die gleichen Kittel trägt wie sie. Ebenso wichtig ist die Schminke. Ohne Make-up fühlen sich die Frauen nackt, wehlos, zu leicht zu übersehen. Es gibt junge Mädchen, die jeden Morgen eine Stunde früher aufstehen, um sich schön zu machen. Ein Mädchen kam immer in einem weißen Minikleid zur Arbeit, als wäre es ihre Hochzeit. Sie genoß

es, von den Pfiffen und Witzen der Männer begleitet, auf unglaublich hohen Schuhen durch die Hallen zu laufen. Den größten Aufwand aber treiben die Frauen damit, sich gegenseitig mit Beweisen der Überlegenheit über die stumpfsinnige Arbeit zu überbieten. Sie stöhnen zwar einmal, aber im Allgemeinen achten sie darauf, daß man ihnen nicht anmerkt, wie fertig sie die Arbeit macht. Sie schimpfen in immer neuen Wendungen auf die Arbeit, aber damit verhält es sich wie mit ihren Erzählungen über ihre Männer: sie nennen ihn den größten Schlappschwanz, der ihnen je begegnet ist, aber sie bleiben mit ihm verheiratet. Solche Beschimpfungen ihrer Arbeit und ihrer Vorgesetzten enden dann ohne weiteres in Sätzen wie: »Ein richtiger Streik ist das einzige, was hier fehlt.« Aber solche Äußerungen betrachten die Frauen kaum als praktikablen Vorschlag, eher als eine Art vorlauter Bemerkung. Wenn man sie ernst nimmt, sind sie erstaunt über soviel Unschuld. Im nächsten Moment kanzelt dieselbe Frau eine andere, die Überstunden verweigert, als Wichtigtuerin ab. Sie kann sich diese Weigerung nur aus dem Charakter der Kollegin erklären. Oder wir unterhalten uns über eine Demonstration der Studenten. Plötzlich steht der Meister neben uns, und die gleiche Frau, die sich eben noch ganz neugierig nach den Zielen und Umständen der Demonstration erkundigt hatte, ist sich mit dem Meister einig, daß man den Studenten den Schädel einschlagen sollte, daß es nur so spritzt. Dabei schaut sie mich ganz fröhlich an.

Es ist nicht so, daß die Frauen solche Widersprüche nicht empfinden. Vielmehr bestehen sie darauf als auf einem Ausdruck ihrer Lebensüchtheit, und es macht ihnen durchaus Spaß, solche Widersprüche vorzuführen. Wenn man sagt: »Eben haben Sie doch noch zugegeben... und jetzt sagen Sie das Gegenteil...«, so finden sie das gar nicht schlimm. Für sie ist es kein Widerspruch, denselben Zeitnehmer, den sie neulich noch fast umbringen wollten, weil er ihnen die Zuschriebe kürzte, ein paar Wochen später etwas zur Hochzeit zu schenken. Ebenso bringen sie es fertig, von Herzen zu weinen, wenn ein Kollege, weil er sich für sie eingesetzt hatte, entlassen wird, und begeistert Beifall zu klatschen, wenn er ein paar Monate später durch das Arbeitsgericht seine Wiedereinstellung erzwingt. Diese Anlässe werden nicht miteinander verknüpft, die Wut wird nicht auf den Begriff gebracht und zu einer Einstellung befestigt. Dadurch, daß die Frauen bei einer Zumutung des Meisters, die sie für unerträglich halten, ziemlich direkt und ungehemmt losplatzen, verschaffen sie sich den Abstand, andererseits wieder mit ihm zu flirten oder ihn links liegen zu lassen, wann es ihnen paßt. Bis zum nächsten Konflikt tun sie wieder so, als gäbe es den Meister und alles, was sie drückt, überhaupt nicht. Dann

lassen sie ihn wieder warten, wenn er ruft, oder sie erzählen sich einen anzüglichlichen Witz, wenn er in der Nähe ist, und lachen sich halbtot, damit er merkt, daß er nicht mitlachen kann. Obwohl diese Freiheitsbeweise in Wirklichkeit gegen ihre unmittelbaren Unterdrücker gerichtet sind, besteht ihr Wert für die Frauen gerade darin, die Unterdrückung damit hinwegzudichten. Und sie wehren sich dagegen, diese erfundene Unabhängigkeit aufzugeben, solange sie nicht ein Stück wirklicher Unabhängigkeit dafür eintauschen.

Zu Beginn dieses Berichtes bemerkte ich, daß sich der Klassenwiderspruch, wie ich ihn durch die Theorie kennengelernt hatte, durch die Erfahrung im Betrieb vollkommen bestätigte, daß dieser Widerspruch aber im Erleben der Arbeiter ein ganz anderes Gewicht hat. An dieser Stelle läßt sich etwas mehr darüber sagen. Die Wut gegen die Unterdrückung und Ausbeutung ist im Betrieb ständig gegenwärtig. Aber diese Wut wird nur in sorgfältig dosierten Schüben herausgelassen. Entscheidend ist, daß solche Auseinandersetzungen mit einer Art Absicht immer durch Augenblicks-Handlungen zustande kommen. Die Wut, die dann zum Ausdruck kommt, schlägt gleichsam keinen Bogen von einem Konflikt zum nächsten. Ich glaube nicht, daß es nur eine Frage des Bewußtseins und der theoretischen Schulung ist, diesen Bogen zu schlagen. Man unterschlägt dabei das Interesse, das die Frauen haben, die Konflikte ebenso schnell zu vergessen, wie sie sie ausbrechen lassen. Selbstverständlich sind die Frauen nicht zu dumm, um beispielsweise zu begreifen, daß sie fünf bis sechs Stunden am Tag umsonst arbeiten. Richtiger sagt man: vorläufig stellen sie sich dumm gegenüber jedem Argument, das keine greifbare Verbesserung ihrer Lage bedeutet. Solange sie eine neue Erkenntnis nicht auf, ihre Auseinandersetzungen im Betrieb beziehen können, erfinden sie lieber alle möglichen Gründe, die gegen diese Erkenntnis sprechen. Umgekehrt sind sie sofort bereit, etwas einzusehen, wenn sie sich davon einen konkreten Vorteil versprechen. Viele intellektuelle, da sie sich den Sozialismus lesend angeeignet haben, können dieses händlerische Element des proletarischen Bewußtseinsprozesses nicht verstehen. Womöglich fühlen sie sich noch geschnitten, wenn eine Arbeiterin ihnen am Ende einer umfassenden Analyse der Klassengesellschaft versichert: »Sie haben völlig recht.« Daß jemand recht hat, begeistert die Arbeiter erst dann, wenn er den Unterdrückern Niederlagen beibringt.